

„In Cincinnati sind sogar die Armen konservativ“

Die Universitätsstadt im Südwesten des Staates Ohio gilt als die deutscheste aller Metropolen in Nordamerika

Mit sieben Städten auf vier Kontinenten pflegt München Partnerschaften. Es sind Verona, Bordeaux, Edinburgh, Kiew, Sapporo, Harare und Cincinnati. Aus der Universitätsstadt am Ohio, USA, berichtet in der 5. Folge unserer Serie der Leiter des Ressorts Außenpolitik der SZ, Josef Joffe.

Am Stadtrand steht ein wunderschönes Sportstadion, gebaut in den 70-er Jahren. Es soll abgerissen werden, und zwar auf Wunsch des Clubs, damit ein noch schöneres gebaut werden kann. Die neue Arena soll weit mehr eingelagerte VIP-Boxen haben, für 200 000 Mark Miete pro Stück und Jahr. Die Fans sollen dichter an die Action herankommen, und die Team-Herren dichter an die Fans, genauer: an deren Geldbeutel. Es soll also viel mehr Platz her für Buden, Bars und Boutiquen – mehr „Verkaufspunkte“, wie es im Marketingjargon heißt. Und wenn diese umfronnenen Wünsche unerfüllt bleiben, werde der Verein die Stadt verlassen.

Auch wenn es alzu vertraut klingt: So sprach nicht etwa Franz Beckenbauer von Bayern-München, sondern Mike Brown, der Präsident der *Cincinnati Bengals*, des Football-Teams unserer Schwesterstadt im amerikanischen Bundesstaat Ohio. Doch anders als die Bayern haben die Besitzer den Poker schon gewonnen, und das gleich doppelt. Denn nicht bloß ein neues Stadion wird gebaut, sondern deren zwei: eines mit 60 000 Plätzen für die Footballer, dann, bloß ein paar Hundert Meter entfernt, ein zweites mit 45 000 für die Baseballer von den *Cincinnati Reds*. Kosten: mehr als eine Milliarde Dollar. Und wer zahlt? Natürlich nicht die Vereine, sondern die üblichen Verdächtigen, die Herren und Damen Steuerzahler.

Die sind in diesem Fall auch noch besonders großzügig, wenn man bedenkt,

alles für Propaganda, für Augenwische. Er verweist auf sportwirtschaftliche Studien, wonach noch keine amerikanische Stadt, die sich von ihren Teams hat erpressen lassen, die Abermillionen an Steuergeldern wieder hereingeholt habe: „Stadien sind Geldvernichtungsmaschinen.“ Die wirtschaftlichen Probleme der Stadt seien ganz anderer Art: der steile Abfluss von Jobs ins Umland, ein miserables Schulsystem. „Wer soll denn wegen des neuen Stadios fürs Wochenende herkommen und hier sein Geld ausgeben. Baseball interessiert doch immer nur die Einheimischen.“

Doch das eine Stadion (Foothall) ist schon halb fertig; das „Establishment“, wie Kaufman die Promoter nennt, dasalte und das neue Geld, hat gewonnen. Warum? „In Cincinnati sind sogar die Armen konservativ – wo die Leute selbst in tiefster Nacht bei Rot nicht über die Straße gehen.“ Das klingt eher sehr deutsch, wirft der Besucher ein – und so ist es auch. Cincinnati ist die deutscheste Stadt Amerikas.

„Over-the-Rhine“

Eine halbe Meile nördlich des Ohio beginnt das Downtown, dessen Nordgrenze ist der Central Parkway, eine breite Straße, die einst ein Kanal war und schlicht „Rhine“ hieß. Der Stadtteil auf der anderen Seite dieses „Rhines“ heißt noch heute „Over-the-Rhine“ – im Gedanken an die vielen deutschen Einwanderer, die sich im 19. Jahrhundert dort, im Industrieviertel, drängten. Ein Turnvater-Jahn-Denkmal gab es, und dazu die Bismarck, Bremen, Hamburg, Berlin und Hanover Street. Im Jahre 1918, da war Amerika schon im Krieg, wurden sie umbenannt in Montreal, Republic, Stonewall Street ...

Jetzt geht es wieder deutschfreundlicher zu. Die Deutsche Protestantische Johanneskirche, erbaut 1867, heißt noch immer so, und sie steht so aus wie die Gebäude, die deutsche Kinder mit den klassischen deutschen Baukästen aufgestürmt haben – mit Erkern, Giebeln und



Raddampfer, nach ihren hohen Schornsteinen „Tall Stacks“ genannt, gehören zu Cincinnatis Touristen-Attraktionen.

Klar, dass Cincinnati in den 1870er Jahren auch die Brauerei war, jene ebenfalls neben Milwaukee. „Over-the-Rhine“ war natürlich das Brauerei-Zentrum der Stadt, und Christian Moerlein Special Lager war das erste amerikanische Bier, das streng nach dem deutschen Reinheitsgebot gebraut wurde; 1998 gab es dafür eine Goldmedaille bei der „World Beer Championship“. Hudebold-Schoenling, gegründet 1885, ist heute immerhin die Nr. 15 unter Amerikas Brauereien.

Irgendwann muß die *gemutlichkeit* – inzwischen ein Lehnwort im Englischen – auf Cincinnati abgefärbt haben. Trotz der diversen Hochhäuser im Downtown wirkt die Stadt so nett und adrett wie ... sagen wir, Paderborn. Cincinnati ist sauber und aufgeräumt, die Straßen sind schmäler als anderswo. „europäischer“, im Jahre 1995 wurde die Stadt zur „most liveable city“ der Vereinigten Staaten erkoren. Was hier als „Straßenkriminalität“ gilt, würde einem Menschen aus Detroit oder St. Louis nicht einmal ein müdes Lächeln entlocken; das würde auf seinem Geiger-Zähler nicht einmal einen Ausschlag erzeugen. Rassenprobleme? Die gibt es auch in Cincinnati; sie sind aber nichts im Vergleich zu *South Central* Los Angeles oder *North East* Washington.

„Wir wollen, dass jedermann überall in Cincinnati herumlaufen, leben und einkaufen kann“, sagt Rick Grewe vom halböffentlichen Unternehmen *Downtown Cincinnati Inc.*, das die Welt, zumal die Investoren, nach Cincinnati locken will. Allzu viel hat er nicht mehr zu tun; Cincinnati ist tatsächlich eine kleine urbane Idylle – mit ganzen Straßenzügen voller restaurierter historischer Fassaden, mit einer geringeren Arbeitslosenrate als der US-Durchschnitt und einer stark diversifizierten und daher rezessionsgestählten Wirtschaft. Einst war die Stadt abhängig von zwei Großfirmen, dem Seifen-Giganten Procter and Gamble und Chiquita Bananas. Heute sind Banken, Versicherungsgesellschaften, High-Tech-Firmen, Fluglinien und eine wachsende Zahl deutscher Unternehmen wie Henkel und Siemens hinzugekommen. Heute behauptet gar die Hälfte der Bevölkerung,

dass sie irgendwie deutschstämmig sei.

Und seit 1990 ist Cincinnati eine Schwesterstadt München, was durch ein „zeitlich nicht begrenztes“ Abkommen beurkundet wird. Da haben Georg Krawawitter und sein Kollege Charles Kukan gelobt, „die freundschaftliche Verbindung weiter zu festigen und den „gegenseitigen Austausch auf allen Gebieten zu fördern“. Für das letztere ist hauptsächlich die ganz privat agierende Ute Päpke, eine ehemalige Deutsche und Präsidentin der *Munich Sister City Association* verantwortlich (in München ist für derlei, wie so oft in Deutschland, die Rathaus-Beamtenstenschaft zuständig).

Hofbräuhaus beer garden

Eine rührigere Trommlerin hätte sich München kaum wünschen können. Der Verein organisiert den Schüler- und Studentenaustausch mit München, Reisen von Rechtsanwälten, Praktikanten-Aufenthalten für Jura- und Medizinstudenten, sogar den Kontakt zwischen dem

Hofbräuhaus und dem Cincinnati Oktoberfest (Internet-Website: <http://members.aol.com/cinnum>). Noch ehrgeiziger ist der Plan, ein „Hofbräuhaus restaurant and beer garden“ nach Cincinnati zu verlegen. Zumindes gibt es schon eine feierliche Absichtserklärung, unterzeichnet von Roxane Qualls, der Bürgermeisterin, und Maximilian Erlmeier vom „Staatlichen Hofbräuhaus München“.

Synergiehalber müßte die Anlage gleich neben der Montgomery Inn am Ohio-Fluss stehen. Die verkauft nämlich pro Woche an die 16 Tonnen Spare Ribs, und das Zeug macht Durst. Hier fahren alljährlich im Oktober auch die Riverboats aus ganz Amerika vorbei und locken eine Viertelmillion Zuschauer und Touristen an. Die Riverboats, *Tall Stacks* („Höhe Schornsteine“) genannt, geben eine hübsche Metapher für Cincinnati ab – prächtige Schiffe, langsam, stabil und gemütlich. Wie sagte doch Mark Twain? „Wenn die Welt untergeht, möchte ich in Cincinnati sein – da passiert alles zehn Jahre später.“

Das Oktoberfest am Ohio ist mit 500 000 Besuchern die größte Bier-Fete außerhalb Deutschlands.

Fotos (3): Aus dem Buch „Cincinnati – Crownin Glory“

dass die Bengalen das Ei nur acht Mal im Jahr über den Rasen treiben werden, der von Januar bis Ende August brach und leer bleiben wird. Es ging aber alles ganz demokratisch zu. Befragt wurde 1996 das Volk, das mit 60 zu 40 Prozent entschied, die Verkaufsteuern um einen Punkt anzuheben. Macht pro Durchschnittsfamilie etwa 90 Dollar im Jahr.

Was sie dafür kriegt? Eine ganze Wundertüte voll, meint Roxanne Quall, die Bürgermeisterin. Vor allem „Lebensqualität“. Die beiden neuen Stadien, „schaufen eine ganz neue Infrastruktur – Parkplätze, Wohnhäuser, Geschäfte, Kneipen. Wenn es nur um die Stadien ginge, wäre das Projekt nicht zu rechtfertigen. So aber wird eine tote Gegend am Ohio-Fluss wieder zum Leben erweckt, profitiert die ganze Stadt davon.“

Miserables Schulsystem

Wenn denn alles so gebaut wird, wird wie es sich Madame Mayor vorstellt: Ein leidenschaftlicher Kritiker des Projekts, Ben Kaufman vom *Cincinnati Enquirer*, der altehrwürdigen Zeitung der Stadt, hält

roten Backsteinen. Dito die Music Hall, ein rot-ziegeliger wilhelminischer (Alp-)Traum von 1878, der das Symphonie-Orchester, das Ballett und die Oper beherbergt. Ein Viertel der 200 000 Cincinnatiern waren seinerzeit Deutsche; die Deutschen waren die größte Einwanderergruppe überhaupt.

Im Finlay Market, bei „Eckerlin's Metts“ gibt es „Wieswurst“, was eigentlich „Weisswurst“ heißen sollte, aber der gestalt von amerikanischen Zungen, die aus einem „i“ gerne ein „ei“ machen, gleich korrekt wiedergegeben wird. Nebenan, bei Kroeger's, gibt es „Metts Hot or Mild“, also sprachlich abgekürzte Mettwürste. Über den Tresen hängt ein Meisterbrief der Stadt Osnabrück aus dem Jahre 1967. Die deutsche Einwanderertradition lebt also fort. Auch bei Wilhelm Gothenbusch. Dessen Schnellrestaurant heißt zwar ganz zeitgemäß und amerikanisch „Choice Harvest“ (etwa „Das Beste von der Erde“), aber dennoch selbstgebackene Brezen feilbietet, die den Vergleich mit München ganz gut aushalten können.



„Wir wollen, dass jedermann überall in Cincinnati herumlaufen, leben und einkaufen kann“, sagt Rick Grewe vom halböffentlichen Unternehmen *Downtown Cincinnati Inc.*, das die Welt, zumal die Investoren, nach Cincinnati locken will. Allzu viel hat er nicht mehr zu tun; Cincinnati ist tatsächlich eine kleine urbane Idylle – mit ganzen Straßenzügen voller restaurierter historischer Fassaden, mit einer geringeren Arbeitslosenrate als der US-Durchschnitt und einer stark diversifizierten und daher rezessionsgestählten Wirtschaft. Einst war die Stadt abhängig von zwei Großfirmen, dem Seifen-Giganten Procter and Gamble und Chiquita Bananas. Heute sind Banken, Versicherungsgesellschaften, High-Tech-Firmen, Fluglinien und eine wachsende Zahl deutscher Unternehmen wie Henkel und Siemens hinzugekommen. Heute behauptet gar die Hälfte der Bevölkerung,